

Jean-Henri Fabre

Erinnerungen eines Insektenforschers

[Souvenirs entomologiques.

Études sur l'instinct et les mœurs des insectes]

Siebte Folge (1900)

Jean-Henri Fabre

Erinnerungen eines Insektenforschers

VII

Aus dem Französischen von

Friedrich Koch und Ulrich Kunzmann,

bearbeitet von Heide Lipecky

Mit einem Essay von Anita Albus

und Federzeichnungen von Christian Thanhäuser



Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

I Der Riesen-Fingerkäfer	7
II Die Vortäuschung des Todes	20
III Die Hypnose. Der Selbstmord	31
IV Die alten Rüsselkäfer	44
V Der Gefleckte Distelrüssler (<i>Larinus maculosus</i>)	57
VI Der Bärenhafte Distelrüssler	73
VII Der botanische Instinkt	84
VIII Der Esskastanienbohrer	94
IX Der Haselnussbohrer	109
X Der Pappelblattroller	122
XI Der Rebenstecher	133
XII Andere Blattroller	143
XIII Der Schlehenstecher	155
XIV Die Hähnchen	174
XV Die Hähnchen. Fortsetzung	185
XVI Die Zwergzikade	197
XVII Die Sackkäfer	211
XVIII Die Sackkäfer. Das Ei	223
XIX Der Tümpel	232
XX Die Köcherfliegenlarve	246
XXI Die Sackträger. Die Eiablage	264
XXII Die Sackträger. Die Hülle	278
XXIII Das Große Nachtpfauenaug	294
XXIV Der Eichenspinner	312
XXV Der Geruchssinn	324

Anhang

Anita Albus: Fabre und Proust	343
Anmerkungen	353

I

Der Riesen-Fingerkäfer

Das Kriegshandwerk fördert keine Talente. Seht euch den Laufkäfer an, diesen ungestümen Kämpfer des Insektenvolks. Was kann er? Von einem geschickten Handwerker hat er nichts oder beinahe nichts. In seinem unerhört reich geschmückten Leibrock wirkt der stumpfsinnige Massenmörder dennoch prachtvoll. Er hat den Glanz von Kupferkies, Gold, florentinischer Bronze. Er kleidet sich schwarz, aber betont die dunkle Tracht durch einen funkeln den Amethystsaum. Auf den als Panzer angeordneten Deckflügeln trägt er Kettchen aus Buckeln und Vertiefungen.

Im Übrigen ist der Laufkäfer von stattlichem Wuchs, schlank, hat eine eingeschnürte Taille und ist das Glanzstück unserer Sammlungen, doch allein fürs Auge. Er ist ein rasender Würger und sonst nichts. Verlangen wir nicht mehr von ihm. Die Weisheit des Altertums stellte Herkules, den Gott der Kraft, mit einem Idiotenkopf dar. Das Verdienst ist nicht groß, wenn es sich auf rohe Kraft beschränkt. Und das gilt für den Laufkäfer.

Wer wünschte sich beim Anblick dieses reich Geschmückten nicht auch ein schönes, geschichtswürdiges Forschungsthema zu finden, so eines, wie es uns die Demütigen freigebig bieten? Erwarten wir nichts Derartiges von diesem grimmigen Eingeweidewühler. Seine Kunst ist das Töten.

Es fällt nicht schwer, ihm bei seinem Freibeuterwerk zuzusehen. Ich halte ihn in einer geräumigen Voliere mit frischer Sandschicht. Ein paar Scherben bilden den Felsunterschlupf. Ein in der Mitte eingepflanztes Grasbüschel wirkt wie Gesträuch und verschönt die Anlage.

Die Population besteht aus drei Arten: aus der alltäglichen Goldhenne oder dem Goldlaufkäfer, einem üblichen Gartenbewohner;



dem Lederlaufkäfer, einem dunklen, kraftvollen Erforscher des Grasdickichts am Fuß von Mauern; dem seltenen Purpurlaufkäfer, der das Ebenholz seiner Deckflügel mit metallischem Violett einfasst. Ich füttere sie mit Weinbergschnecken, deren Gehäuse ich zum Teil entferne.

Die Laufkäfer, die sich in einem wirren Getümmel unter die Scherben verkrochen haben, stürzen zu dem bedauernswerten Opfer, das seine Antennen verzweifelt aus- und einfährt. Es sind drei auf einmal, es sind vier, fünf, die als Erstes seine mit Kalkatomen getigerte Mantelwulst verschlingen. Das ist ihr Leckerbissen. Mit ihrer kräftigen Kieferzange schnappen sie in den Schaum. Sie zeren, reißen einen Fetzen ab und ziehen sich zurück, um ihn in Ruhe hinunterzuschlucken.

Doch die vom rinnenden Schleim verklebten Beine bedecken sich mit Sandkörnern und ziehen schwere, äußerst lästige Gamaschen an, die das Insekt nicht beachtet. Schmutzbedeckt stolpert es unbeholfen zurück zur Beute und reißt ein weiteres Stück ab. Ans Stiefelputzen denkt es später. Andere fressen sich auf der Stelle satt, wobei ihr Vorderkörper im Schaum versinkt. Die Schlemmerei dauert Stunden. Die Gäste ziehen sich erst vom Mahl zurück, wenn der pralle Bauch das Dach der Deckflügel hebt und den Hinterleib entblößt.

Die Lederlaufkäfer lieben dunkle Winkel. Sie schleppen die Schnecke unter eine Scherbe und zerlegen sie dort friedlich und gemeinsam. Sie bevorzugen Nacktschnecken, die sich leichter als die durch ihre Kalkschale geschützten Gehäuseschnecken zerteilen lassen. Als Leckerbissen schätzen sie Rucksackschnecken, die am Rückenende ein Kalkplättchen mit den Konturen einer phrygischen Mütze tragen. Dieses Wildbret hat festeres Fleisch, das nicht so wässrig vom Schleim ist.

Als Vielfraß eine nackte Weinbergschnecke auszuweiden ist nichts Rühmliches für einen Krieger. Hier aber etwas, worin sich die Kühnheit des Laufkäfers offenbart: Der Goldhenne, deren Appetit mehrere Fasttage geweckt haben, biete ich den kräftigen Tür-

kischen Maikäfer an. Neben dem Goldlaufkäfer ist er ein Koloss – ein Ochse gegenüber einem Wolf.

Das Raubtier umrundet den Friedfertigen und passt den günstigsten Moment ab. Es stürmt vor, weicht zurück, setzt nach. Der Riese wird umgeworfen, und der andere zernagt und zerwühlt ihm den Unterleib. Wenn dies in einer höherstehenden Welt geschähe, bekäme man eine Gänsehaut beim Anblick des Laufkäfers, der halb in den dicken Maikäfer eintaucht und ihm die Eingeweide herausreißt.

Ich lege dem Bauchaufschlitzer eine schwierigere Beute vor: einen Nashornkäfer, das starke Rhinoceros. Ein durch seinen Hornpanzer unbesiegbare Riese, würde man meinen. Doch der Jäger kennt seinen schwachen Punkt, die von den Deckflügeln geschützte zarte Haut. Mit Angriffen, die er nach jeder Abwehr wieder aufnimmt, kann der Laufkäfer den Panzer heben und den Kopf darunterstecken. Sobald die Zange in die empfindliche Haut einschneidet, ist das Nashorn verloren. Von dem Koloss ist bald nur noch das Gehäuse übrig.

Wer sich einen schrecklicheren Kampf wünscht, muss ihn vom Großen Puppenräuber verlangen, dem schönsten unserer fleischfressenden Insekten mit der majestätischsten Tracht und Größe. Dieser Fürst der Laufkäfer ist der Raupenhenker. Selbst die mit dem kräftigsten Rücken schrecken ihn nicht.

Seinen Ringkampf mit der riesigen Raupe des Großen Nachtpfauenauges muss man gesehen haben; doch von solch grauenhafter Vorstellung fühlt man sich abgestoßen. Das Tier dreht und windet sich. Es reißt den Banditen hoch, lässt ihn fallen – oben, unten –, ohne dass es ihn zum Loslassen zwingen kann; zuckende grüne Eingeweide liegen überall verstreut; der vom Gemetzel berauschte Mörder scharrt mit den Füßen, während er seinen Blutdurst an den Quellen einer entsetzlichen Wunde stillt. Das sind die Kennzeichen des Kampfes. Wenn die Entomologie uns keine anderen Szenen zeigen könnte, würde ich ohne Bedauern auf die Insekten verzichten.

Man präsentiere dem Übersättigten am nächsten Tag ein Grünes Heupferd oder einen Südlichen Warzenbeißer! Sie sind beide ernstzunehmende, mit mächtigen Mundwerkzeugen gewappnete Gegner. Bei diesen Dickbäuchen entwickelt sich das Blutbad ebenso heftig wie das am Vortag. Später wird es beim Türkischen Maikäfer oder beim Nashornkäfer mit der bei den Laufkäfern üblichen furchtbaren Taktik wieder beginnen. Besser als diese kennt der Puppenräuber den von den Deckflügeln geschützten schwachen Punkt der Gepanzerten. Und das geht so lange, wie man ihm Opfer liefert, denn dieser Blutsäufer kriegt nie genug.

Beißende Ausdünstungen, die ein hitziges Temperament hervorbringt, begleiten das wütende Gemetzel. Die Goldlaufkäfer erzeugen ätzende Flüssigkeiten; der Lederlaufkäfer bespritzt jeden, der ihn berührt, mit einem essigsauren Strahl; der Puppenräuber infiziert die Finger mit üblem Drogeriegeruch; manche, etwa die Bombardierkäfer, kennen Sprengstoffe und versengen den Schnurrbart des Angreifers mit einem Flintenschuss.

Sie, die Ätzmittel destillieren, mit Pikrat schießen, mit Dynamit bombardieren, sie alle, diese für Schlachten so gut gerüsteten Gewalttäter, was können sie denn außer Metzeleien noch? Nichts. Keine Kunst, kein Gewerbe, selbst die Larve nicht, die das Handwerk des Erwachsenen ausübt und, unter Steinen umherstreifend, auf Unheil sinnt. Dennoch will ich mich heute einem dieser stumpfsinnigen Krieger widmen. Darum geht es: Gerade hat man dieses oder jenes Insekt entdeckt, das reglos auf einem Zweig sitzt und glücklich die Sonne genießt. Man streckt die Hand aus, will es greifen, da fällt es herunter. Entweder ist es mit Deckflügeln gepanzert und kann die Flugflügel nur langsam aus dem Hornfutteral holen, oder es ist noch unfertig, ohne Flugmembranen. Das zu schneller Flucht unfähige Insekt lässt sich fallen. Im Gras sucht man es, oft vergeblich. Wenn man es findet, liegt es mit angezogenen Beinen auf dem Rücken und rührt sich nicht.

Es stellt sich tot, wie man sagt; es greift zu einer List, um sich zu retten. Menschen sind ihm sicher unbekannt; in seiner kleinen Welt

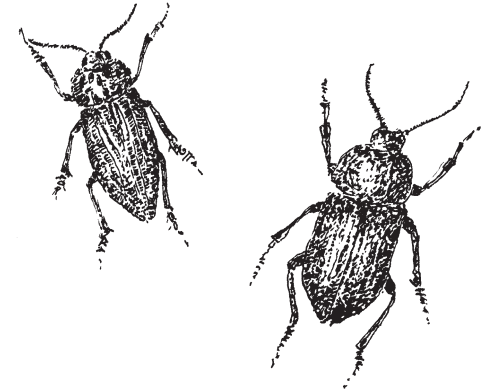
haben wir keinerlei Bedeutung. Was kümmern es unsere kindlichen oder wissenschaftlichen Jagdversuche? Es ahnt nichts vom Sammler und seiner langen Nadel, doch es kennt die Gefahr im Allgemeinen; es fürchtet seinen natürlichen Feind, den insektenfressenden Vogel, der es aufpickt und verschlingt. Um ihn irrezuführen, legt es sich auf den Rücken und täuscht den Tod vor. In diesem Zustand verschmähen es der Vogel und alle anderen Verfolger.

Angeblich sind das die Gedanken des überraschten Insekts. Diese List ist seit Langem berühmt. Einmal verkauften zwei abgebrannte Wandergesellen das Fell eines Bären, den sie noch gar nicht erlegt hatten. Die Begegnung geht böse aus; sie müssen flüchten. Der eine stolpert, stürzt, hält den Atem an und stellt sich tot. Der Bär dreht ihn hin und her, untersucht ihn mit Tatze und Nase, beschnüffelt sein Gesicht. »Der riecht ja schon«, sagt er und zieht ab. Dieser Bär war dumm. Ein Vogel würde auf einen so plumpen Trick nicht hereinfallen. In diesen glücklichen Zeiten, in denen ein Nest zu finden ein bedeutendes, unvergleichliches Ereignis ist, habe ich nie gesehen, dass meine Spatzen oder Grünfinken eine Heuschrecke verschmähten, weil sie sich nicht bewegte, oder eine Fliege geringschätzten, weil sie tot war. Jeder Happen, der nicht zappelt, wird genommen, sofern er frisch und schmackhaft ist.

Falls sich das Insekt auf das Scheinbild des Todes verlässt, scheint es mir schlecht beraten. Der Vogel, der klüger als der Bär der Fabel ist, durchschaut mit seinen scharfen Augen die Täuschung und ignoriert sie. Selbst wenn das Wesen wirklich eine frische Leiche wäre, bliebe der Schnabelhieb nicht aus.

Mir kommen noch mehr Zweifel, wenn ich bedenke, zu welcher schwerwiegenden Bekenntnissen der Trick des Insekts führen würde. Es stellt sich tot, sagt der Volksmund, der es nicht so genau nimmt; es stellt sich tot, wiederholen die Wissenschaftler, die glücklich sind, beim Tier Lichtungen der Vernunft zu finden. Was ist Wahres an dieser einmütigen Aussage, die wenig durchdacht ist und überdies zu Theoriekapriolen neigt?

Hier genügen logische Argumente nicht. Man muss die Erfah-



rung sprechen lassen, die allein eine gültige Antwort liefern kann. Doch welchen Insekten wendet man sich zuerst zu?

Ich erinnere mich an ein Ereignis von vor ungefähr vierzig Jahren. Überglücklich, dass ich die Universität erfolgreich absolviert hatte, machte ich auf der Rückreise von Toulouse, wo ich die Lizentiatsprüfung in Naturwissenschaften abgelegt hatte, Zwischenstation in Cette. Hier bot sich die Gelegenheit, die Flora der Meeresufer zu sehen, die mich wenige Jahre zuvor rings um den wunderbaren Golf von Ajaccio begeistert hatte. Es wäre dumm gewesen, diese Chance nicht zu nutzen. Ein akademischer Grad gibt nicht das Recht, auf Studien zu verzichten. Wer einen göttlichen Funken in den Adern hat, bleibt lebenslang ein Schüler, nicht der Bücher, dieser armseligen Hilfsquelle, sondern der großen, der unerschöpflichen Schule der Dinge.

An einem Julitag botanisierte ich also in der kühlen Stille des Morgengrauens am Strand von Cette. Zum ersten Mal sammelte ich die Strandwinde, die am Gischtrand ihre mit blanken grünen Blättern und großen rosa Glockenblüten besetzten Schnüre auswirft. In ihr weißes abgeflachtes, scharf gekieltes Haus zurückgezogen, schlummerten auf den Gräsern Gruppen einer seltsamen Schnecke, der *Helix explanata*.

Der trockene Treibsand zeigte hier und da lange Abdruckreihen, die, kleiner und von anderer Form, an die Spuren kleiner Vögel im Schnee erinnerten, die mich in meiner Jugend so gerührt hatten.

Ich folge ihnen, ein Jäger auf der Fährte einer neuen Gattung. Wo sie enden, grabe ich in geringer Tiefe stets einen prächtigen Laufkäfer aus, den ich nur dem Namen nach einigermaßen kenne. Es ist der Riesen-Fingerkäfer (*Scarites gigas*, Fab.).

Ich lasse ihn auf dem Sand laufen. Er erzeugt die gleichen Spuren. Auf seiner nächtlichen Beutesuche hat er sie mit den Fußgliedern gezeichnet. Vor Tagesanbruch ist er in seine Höhle zurückgekehrt, und keiner von ihnen zeigt sich jetzt ungeschützt.

Eine andere Verhaltensweise fesselt meine Aufmerksamkeit. Nachdem ich ihn einen Augenblick geärgert und dann auf den Rü-

cken gelegt habe, rührt er sich lange nicht. Kein anderes von den Insekten, die ich in dieser Hinsicht und auch nur flüchtig untersucht habe, hat mir eine so hartnäckige Reglosigkeit vorgeführt. Diese Einzelheit prägt sich mir ein, sodass ich vierzig Jahre danach gleich an den Fingerkäfer denke, als ich mit Insekten experimentieren will, die sich darauf verstehen, den Tod vorzutäuschen.

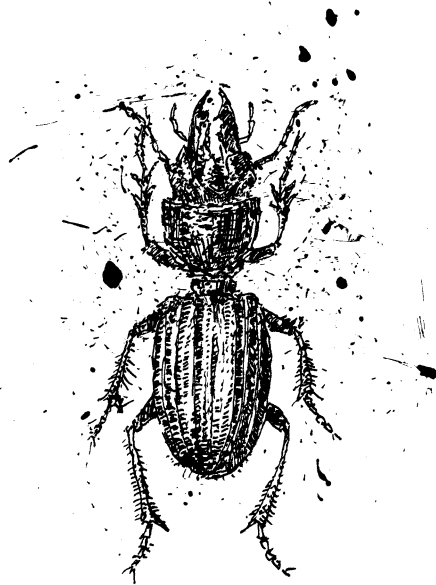
Ein Freund schickt mir ein Dutzend aus Cette, gerade von jenem Strand, an dem ich damals mit diesem geschickten Nachahmer des Todes einen herrlichen Morgen verbrachte. Ich bekomme sie in hervorragendem Zustand, vermischt mit Pimelien (*Pimelia bipunctata*, Fab., Schwarzkäfer), ihren Landsleuten vom Meeressand. Von diesen, einem kläglichen Haufen, sind viele aufgeschlitzt und ausgeweidet; andere haben nur noch Beinstümpfe; ganz wenige sind unversehrt.

Bei den Laufkäfern, diesen ungestümen, leidenschaftlichen Jägern, war damit zu rechnen. Auf dem Weg von Cette nach Sérignan ist in der Schachtel Tragisches passiert. Die Fingerkäfer haben sich mit den friedlichen Pimelien den Bauch vollgeschlagen.

Ihre Spuren, denen ich einst dort folgte, bewiesen, dass sie nachts umhergestreift sind, offenbar auf Jagd nach der dickbäuchigen Pimelie, deren Verteidigung in einem starken Panzer aus zusammengewachsenen Deckflügeln besteht. Doch was vermag schon ein solcher Panzer gegen die entsetzliche Zange des Freibeuters!

Dieser Nimrod des Strandes ist ein unerbittlicher Jäger. Wie Pechkohlen schmuck tiefschwarz und glänzend, hat er durch eine eingeschnürte Taille einen zweigeteilten Körper. Seine Angriffswaffe ist die Kieferzange, so kräftig wie bei keinem anderen unserer Insekten. Ausgenommen den weit besser ausgerüsteten oder, genauer gesagt, geschmückten Hirschkäfer, denn die geweihartige Zange dieses Eichenbewohners ist ein Glanzstück des männlichen Schmucks und kein Arsenal.

Der brutale Laufkäfer, der Aufschlitzer der Pimelienbäuche, kennt seine Stärke. Wenn ich ihn reize, geht er gleich in Verteidigungsstellung. Er stemmt sich auf seine kurzen Beine, hauptsäch-



lich auf die wie Grabrechen gezähnten vorderen; stolz richtet er den Vorderkörper auf, das breite, herzförmige Bruststück, den massigen Kopf, der die bedrohliche Zange weit öffnet. Nun wirkt er imposant. Er geht sogar kühn auf den Finger los, der ihn berührt hat. Das ist ein Grund, sich einschüchtern zu lassen. Ich schaue zweimal hin, bevor ich ihn anfasse.

Ich setze meine Logiergäste unter eine Drahtglocke sowie in Glashäfen mit einer Sandschicht darin. Gleich gräbt sich jeder eine Höhle. Das Insekt beugt sich vor; energisch hackt, wühlt und schaufelt es mit den zu einer Hacke vereinten Enden der Kieferzange. Die hakenbewehrten Vorderbeine scharren den Aushub zusammen und werfen ihn nach hinten. So wächst ein Maulwurfshügel an der Schwelle. Der Bau wird tiefer und erreicht in einer sanften Neigung den Glasboden.

Wenn der Fingerkäfer nach unten nicht weiterkommt, gräbt er in waagerechter Richtung zur Glaswand hin, also etwa dreißig Zentimeter.

Da der Gang sich fast völlig unter der Deckung des Glases befindet, kann ich dem Insekt in der Intimität seines Heims nachspüren. Um seinen unterirdischen Manövern beizuwohnen, brauche ich nur das Tuch abzunehmen, welches das Tier vor Licht schützt.

Wenn der Käfer die Behausung für lang genug hält, bearbeitet er den Eingang, und zwar sorgfältiger als das Übrige. Er formt ihn zu einem Trichter, zu einem Abgrund mit veränderlicher Neigung. In größerer und gröberer Form ist dies der Krater des Ameisenlöwen. Die Mündung setzt sich in einer von Schutt freien schiefen Ebene fort. Am ihrem unteren Ende befindet sich der Vorraum des waagerechten Gangs. Dort hält sich der Jäger auf. Mit halb geöffneter Zange sitzt er reglos da. Er wartet.

Oben raschelt etwas. Es ist ein Beutetier, das ich gerade hineingesetzt habe, eine Zikade – ein Leckerbissen. Der schläfrige Falensteller wacht auf; er bewegt die Taster, die vor Begierde zittern. Vorsichtig klettert er die schiefe Ebene hinauf. Er blickt hinaus. Die Zikade wird entdeckt.

Der Fingerkäfer stürmt aus dem Schacht, packt die Zikade und zieht sie hinein. Der Kampf mit der Falle des Eingangs ist kurz. Dieser öffnet sich wie ein Trichter, um eine Beute – selbst eine dickleibige – aufzunehmen, und verengt sich zu einem einstürzenden Abgrund, wo jeder Widerstand gelähmt wird. Die Neigung ist verhängnisvoll: Wer über ihre Schwelle tritt, entkommt der Mördergrube nicht mehr.

Die Zikade taucht kopfüber in den Schlund, in den der Räuber sie ruckweise hineinzieht. Sie gelangt in den niedrigen Tunnel, wo Flügelschlagen nicht mehr möglich ist. Sie kommt in die Abdeckerei am Gangende. Der Fingerkäfer lähmt sie mit seiner Zange, weil er befürchtet, dass sie flüchten könnte. Dann klettert er zur Mündung der Fleischkammer.

Es genügt nicht, über reichlich Wildbret zu verfügen; nun geht es darum, es in Ruhe zu verzehren. Die Tür wird vor Störenfrieden verschlossen: Das Insekt verstopft den Stollen mit seinem Schutthügel. Danach steigt es hinunter und macht sich zum Mahl bereit. Erst wenn die Zikade verdaut ist und sich der Hunger meldet, öffnet es seinen Schlupfwinkel und richtet den Eingang des Abgrunds wieder her.

Der kurze Morgen, den ich mit ihm an seinem Heimatort verbrachte, bot mir keine Gelegenheit, ihn bei der Jagd auf dem Küstensand zu beobachten; doch die während seiner Gefangenschaft zusammengetragenen Details zeigen, dass der Fingerkäfer ein Draufgänger ist, den weder die Größe noch die Kraft des Gegners schrecken.

Gerade haben wir gesehen, wie er über die Vorbeilaufenden herfällt und sie in seine Räuberhöhle schleppt. Der Goldglänzende Rosenkäfer oder der Gemeine Maikäfer ist für ihn eine mittelmäßige Beute. Er greift sogar die Zikade an und attackiert mit seinen Haken den korpulenten Türkischen Maikäfer. Er ist ein Wagehals und zu jeder Schandtat bereit.

Unter natürlichen Bedingungen muss er nicht weniger kühn sein. Im Gegenteil, die vertrauten Orte, die freien Bewegungen, der

unbegrenzte Raum und die seine Gewohnheiten bestärkende salzige Atmosphäre regen den Streitbaren noch an.

Er hat sich einen Schlupfwinkel mit einstürzender weiter Mündung gegraben. Nicht etwa, weil er wie der Ameisenlöwe in seinem Trichter darauf wartet, dass ein Beutetier vorbeikommt, auf dem beweglichen Abhang strauchelt und hinunterrollt. Der Fingerkäfer verschmäht diese kleinen Wilddieblisten, diese Vogelfängerfallen. Er braucht die Hetzjagd.

Seine langen Spuren im Sand erzählen von den nächtlichen Streifzügen, auf denen er dem Großwild nachstellt – oft der Pimelie, manchmal sogar dem Pillendreher. Der Fang wird nicht an Ort und Stelle verspeist. Um ihn zu genießen, braucht man die ruhige Dunkelheit des unterirdischen Quartiers. Die von der Zange am Bein gepackte Beute wird mitgezerzt.

Hätte er nicht vorgesorgt, käme er mit einer sich verzweifelt wehrenden riesigen Beute nie in den Bau hinein. Doch der Eingang ist ein breiter Krater mit beweglichen Wänden. So groß der Gefangene auch ist, er gelangt in den Abgrund und stürzt hinab. Schuttmassen begraben, lähmen ihn. Es ist vollbracht. Der Freibeuter schließt seine Tür und weidet sein Wildbret aus.

Erste Auflage Berlin 2015.

Copyright © 2015 Matthes & Seitz Berlin.

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,

Göhrener Straße 7, 10437 Berlin.

info@matthes-seitz-berlin.de

www.matthes-seitz-berlin.de

Alle Rechte vorbehalten.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck.

ISBN 978-3-88221-677-6